

\* \* \*

Rezension  
Cordelia Fine

**Die Geschlechterlüge.  
Die Macht der Vorurteile über Mann und Frau**

(Originaltitel: *Delusions of Gender. The Real Science behind Sex Differences. How our Minds, Society and Neurosexism Create Difference*)

Klett-Cotta, Stuttgart 2012, 476 S. (vergriffen, nur antiquarisch erhältlich)

Das Motiv für dieses Buch war ein höchst ehrenwertes: Die Autorin war entsetzt darüber, daß ausgehend von den USA aufgrund angeblich neuester neurobiologischer Erkenntnisse eine zunehmende Anzahl geschlechtergetrennter Schulen vor allem im englischsprachigen Raum existiert – auch in Deutschland schon länger wieder feministische Forderung, da Mädchen ja angeblich vor allem in mathematischen Fächern

den Jungen so sehr unterlegen sind, daß sie gar nicht mehr zum Zuge kommen und daher eine Art Schonraum benötigen, um ebenfalls etwas lernen zu können. *Realiter* sieht der Unterricht dann so aus, daß nach der Lektüre von »Herr der Fliegen« die Mädchen gefragt werden, wie sie sich in der geschilderten Situation fühlen würden, die Jungen dagegen aufgefordert werden, eine Karte der Insel aus den vorhandenen Informationen zu zeichnen, weil Mädchen ja so gut im Fühlen, Jungen dagegen im räumlichen Vorstellungsvermögen sind. Ganz zu Recht ist Cordelia Fine entsetzt, daß diese Art der Schule die Geschlechtsunterschiede in übelster Art und Weise zementiert, statt sie zu zersetzen.

Da sie selbst ihren Dokortitel in (experimenteller) Psychologie am Institut für kognitive Neurowissenschaften in London erworben hat, konnte sie der Frage, was es nun mit diesen neuesten neurobiologischen Erkenntnissen auf sich hat, auf solider Grundlage nachgehen. Dabei stieß sie auf ein Phänomen, das uns auch von anderen Ideologemen, z. B. der vorgeblichen Zwillingsforschung zum Beweis der Angeborenheit von Intelligenz, bekannt ist: Eine unsolide Untersuchung, z. B. mit nur einer Handvoll Probanden (9 Männer und 1 Frau), unhaltbarem Material (Behauptung von Geschlechtsunterschieden aufgrund von Studien, die ausschließlich mit Frauen oder ausschließlich mit Männern durchgeführt wurden), Erfindung von Belegen, mangelnder Signifikanz, fiktiven Hirnarealen usw. usf., wird hochgejubelt und in einer endlosen Reihe von Publikationen reihum in der Art voneinander abschreibender Kirchenväter oder Theologen des Mittelalters, auch »Juristen«, immer wieder aufgegriffen, obwohl alle ernsthaften Wissenschaftler des gleichen Sachgebiets von Anfang an auf die Fehler und Schwächen dieser Untersuchungen hinwiesen und Untersuchungen mit vielen Probanden in der Regel keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern feststellen können. Cordelia Fine kommt zu dem Fazit: »Die Diskrepanz zwischen der Brüchigkeit der wissenschaftlichen Daten und der Vehemenz populärwissenschaftlicher Behauptungen kann einen schon schockieren.«

Um nur ein Beispiel von vielen, die Cordelia Fine verdienstvollerweise auseinandernimmt, vorzustellen: Im auch in Deutschland sehr bekannten Buch »Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken« werden die Unterschiede zwischen den Geschlechtern mit dem unterschiedlichen Hirnvolumen erklärt, das jeweils für die Gefühlsverarbeitung eingesetzt wird (bei Männern angeblich natürlich sehr viel weniger als bei Frauen). Diese Erkenntnis basiere auf fNMR-Untersuchungen (funktionelle Kernspinaufnahmen) der Neuro-

wissenschaftlerin Sandra Witelson (8 Männer und 8 Frauen!!!). In der Bibliographie sind sechs Titel dieser Dame angegeben, von denen nur zwei **nach** Einführung dieser Untersuchungsmethode publiziert worden sind. Die eine hatte mit Gehirnforschung nichts zu tun, die zweite ist ein Vergleich des *Corpus callosum* (= Balken, Struktur, die die rechte und linke Hirnhälfte verbindet) bei Rechts- und Linkshändern – *post mortem*. Wie diese Studie das Empfindungsvermögen von Männern und Frauen messen will, wenn diese zusätzlich bereits tot sind, bleibt ein Geheimnis. Die Autoren setzen also einfach darauf, daß sich niemand ihre Quellen ansieht (und die machtgestützten Meinungsmacher, das ist wie beim »Glauben« des Mittelalters auch, auf ihrer Seite sind). (Es gibt laut Fine tatsächlich eine Studie von Sandra Witelson, die sich mit Gehirnaktivitäten bei Männern und Frauen beschäftigt. Diese wird aber nicht angegeben, die Bilder dieser Untersuchung entsprechen nicht den im Buch abgebildeten, und das Ergebnis ist auch nicht das angegebene, aber, wenn machtgestützt, kann man es ja einmal versuchen.) Hängen bleibt beim Leser jedenfalls, es sei mit neuesten Methoden wissenschaftlich nachgewiesen, daß »Männer denken, Frauen fühlen«, das uralte Rollenklischee also stimme. Dazu Fine: »Neurowissenschaftliche Informationen haben einen gewissen Charme. Sie klingen so unangreifbar, so ... na ja, eben *wissenschaftlich*, und deshalb geben wir ihnen den Vorzug vor der langweiligen, altmodischen Offensichtlichkeit von Verhaltensweisen. Neurowissenschaftlicher Jargon verleiht leeren wissenschaftlichen Erklärungen eine befriedigende Anmutung von Professionalität« (p. 273), und: »Wer gerade noch zu den altmodischen Sexisten gehörte, steht plötzlich auf der Seite der modernen Naturwissenschaft« (p. 297).

Einige überraschende Informationen finden sich nebenbei, so zum Beispiel, daß als Beweis für die Unfähigkeit von Frauen zur Mathematik gilt, daß in den USA nur 15 % der Informatikstudenten weiblich sind. Im Armenien der 80er und 90er Jahre waren es dagegen 75 %. Irgend etwas scheint mit den armenischen Genen oder Gehirnen nicht in Ordnung zu sein ... (p. 163). Zudem haben Immigrantinnen aus Rumänien, Rußland und der Ukraine eine hundertmal größere Wahrscheinlichkeit, in eine US-amerikanische mathematische Fakultät aufgenommen zu werden, als in den USA geborene Frauen. Ähnliche Unterschiede der mathematischen Begabung gibt es häufig im Ländervergleich; auch hier also der Beleg, daß es von der **Erziehung** dieser Kinder abhängt, ob sie angeblich spezifisch weibliche oder männliche Fähigkeiten entwickeln,

jedenfalls, wie sofort beobachtbar, zu einem erheblichen Teil, von dem höchstens fraglich bleiben kann, ob er 100 % ausmacht, ganz wenig oder wider allen Augenschein ernsthaft unter 100 % liegt. –

Der erste Teil des Buches behandelt die gesellschaftlichen Einflüsse auf männliches/weibliches Verhalten und belegt die unabhängig vom bewußten Denken tief verwurzelten Vorurteile, die sich aus bisherigen Erfahrungen und Mitteilungen aus Elternhaus, Schule, Presse etc. zusammensetzen. Diese anerzogenen Geschlechternormen führen, wenn sie z. B. durch eine Versuchsfragestellung aktiviert werden, zu geschlechtsunterschiedlichem Verhalten, z. B. bei Tests bezüglich Empathie, Mitleid, Gerechtigkeitsempfinden, sprachlicher oder mathematischer Begabung, Intuition, Verhandlungsgeschick, räumlichen Vorstellungsvermögens usw.

Kinder werden nachweislich schon vor der Geburt von ihren Eltern in »männlich/weiblich« mit den entsprechenden Rollenattributen eingeteilt; die Bewegungen des Kindes im Bauch werden von den Schwangeren bei Unkenntnis des Geschlechts neutral geschildert, bei Kenntnis desselben jedoch als »kräftig« etc. bei Jungen bzw. »nicht allzu lebhaft« bei Mädchen beschrieben. Dabei ist es unerheblich, ob die Eltern bewußt keine Rollenerwartungen hegen oder Rollenverhalten sogar ablehnen. Das als Kind erworbene Bild davon, was männlich und was weiblich zu sein hat, wirkt trotzdem. Das setzt sich in der Einschätzung der physischen Fähigkeiten im Krabbelalter fort (weibliche Kleinkinder werden in ihren physischen Fähigkeiten, z. B. eine Schräge hochzukrabbeln, von ihren Müttern im Vergleich zu männlichen durchgehend unterschätzt, obwohl beide Geschlechter objektiv gleich geschickt sind). Säuglinge lernen schon vor jeder Sprachfähigkeit, daß es Männer und Frauen gibt, welche Attribute ihnen zugeordnet werden, und versuchen ab dem zweiten Lebensjahr, wenn sie feststellen, auf welcher Seite sie sich befinden, ein entsprechendes Verhalten an den Tag zu legen, lange vor Kenntnis der anatomischen Geschlechtsunterschiede.<sup>1</sup> Und so geht es weiter, im Kindergarten, in der Schule ...

Weiterlesen in KB204. Bestellen unter: [ahriman.com](http://ahriman.com)

<sup>1</sup> »Unser damals vierjähriger Sohn Jeremy beschloss, sich für den Kindergarten mit einer Haarspange zu schmücken. Er wurde dann (...) von einem anderen kleinen Jungen angesprochen, der Jeremy zu verstehen gab, er müsse ja wohl ein Mädchen sein, denn »nur Mädchen tragen Haarspangen«. Jeremy versuchte diesem Kind zu erklären, dass »es egal ist, ob man eine Haarspange trägt oder nicht: Du bist ein Junge, wenn du einen Penis und Hoden hast« (...) [und zog zum Beweis seine Hose herunter]. Was sein Gegenüber überhaupt nicht beeindruckte. Er sagte bloß: »Einen